



MARIA W.  
PETER

Die  
Festung am  
Rhein

  
BASTEI  
LÜBBE

HISTORISCHER ROMAN





Weiterer Titel der Autorin:

Die Küste der Freiheit

### **Über die Autorin:**

Maria W. Peter entdeckte bereits zu Schulzeiten ihr Interesse an Literatur und Geschichte. Sie hat Amerikanistik, Anglistik und Romanistik sowie Klassische Archäologie und Alte Geschichte studiert. Nach einem Fulbright-Stipendium an der *School of Journalism* in Columbia/Missouri hat sie ihren ersten historischen Roman geschrieben. Heute ist sie als freie Autorin tätig und pendelt zwischen dem Rheinland und dem Saarland.

Besuchen Sie die Autorin auch auf ihrer Homepage:

[www.mariawpeter.de](http://www.mariawpeter.de)

oder auf Facebook:

[www.facebook.com/mariawpeter](https://www.facebook.com/mariawpeter)

Maria W. Peter

DIE  
FESTUNG  
AM RHEIN

Historischer Roman

■■■■■  
BASTEI  
LÜBBE  
FISCHERBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH  
Band 17 519

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen



Originalausgabe

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn  
Kartenillustration: Dr. Helmut W. Pesch, Köln  
Titelillustration: © akg-images; © Richard Jenkins Photography  
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München  
Satz: Urban SatzKonzept, Düsseldorf  
Gesetzt aus der Garamond  
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-404-17519-2

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter [www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.  
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt,  
gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung,  
beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre  
verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für meinen Vater



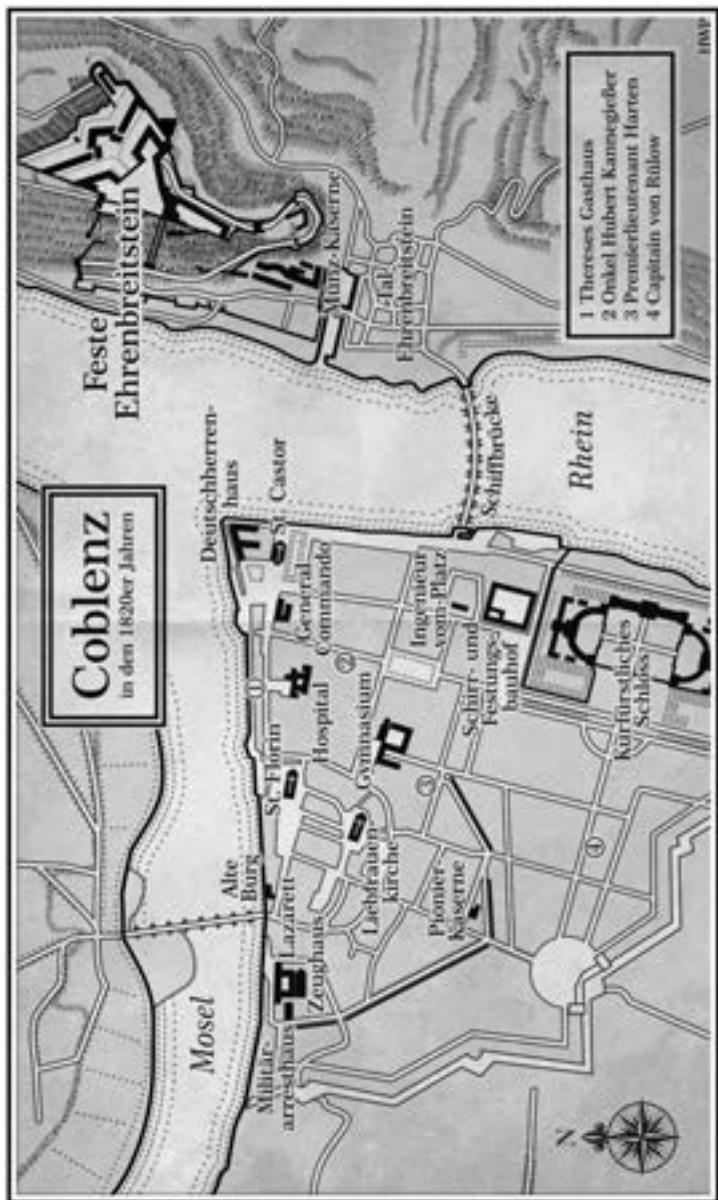
Wer sich als Kundschafter von dem Feinde brauchen lässt,  
oder demselben Operationspläne, Festungsrisse,  
oder andre dergleichen Nachrichten und Urkunden mittheilt,  
durch welche derselbe instand gesetzt wird,  
dem Staate zu schaden,  
wird mit dem Galgen bestraft. (. . .).

Ein (. . .) Landesverräther soll zum Richtplatze geschleift,  
mit dem Rade von unten herauf getötet,  
und der Körper auf das Rad geflochten werden.

*Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten*









## INHALT

Teil I – Mauern aus Raum und Zeit . . . . .	13
Teil II – Der Schatten des Ehrenbreitsteins . . . . .	121
Teil III – Der Stein der Ehre . . . . .	289
Teil IV – Verlorene Verräter . . . . .	349
Teil V – Der Duft der Freiheit . . . . .	467
Epilog . . . . .	549
Nachwort . . . . .	559
Glossar . . . . .	573
Die Figuren der Handlung . . . . .	583
Historische Persönlichkeiten . . . . .	585
Dank . . . . .	589
Auf den Spuren von Franziska und Rudolph – Reise- und Stöbertipps . . . . .	597



## TEIL I – MAUERN AUS RAUM UND ZEIT

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh?  
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief,  
Am Abgrund grast das Reh,  
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe –  
O stille, wecke nicht! Es war als schliefe  
Da drunten ein unnennbar Weh.

*Aus: »Die Heimat«, Joseph von Eichendorff*



*Zwischen Waterloo und Belle-Alliance, 18. Juni 1815*

Nacht senkte sich über das Schlachtfeld, das sich wie ein Friedhof um ihn herum erstreckte. Ein nicht enden wollender Leichenhügel, aus dem sich das Wimmern und Stöhnen derer erhob, die dort inmitten der Toten lagen, zwischen Leben und Sterben, dem Grauen der Hölle.

Der Donner der Kämpfe dröhnte noch immer in seinen Ohren und vermischte sich mit den Schreien der Verletzten und Sterbenden, dem Rauschen seines Blutes, dem Rhythmus der Hufe unter ihm. Vorsichtig zog er das Pferd am Zügel, ließ es in einen langsamen Schritt fallen, als erlaube es der Rest des ihm verbliebenen Anstandes nicht, derart achtlos an den Gefallenen und Verwundeten vorbeizureiten. So weit wie möglich hielt er sich im Schatten, obgleich ihm auch das keinen wirklichen Schutz davor bieten würde, womöglich noch von einer verirrtten Kugel getroffen zu werden.

Oder von einem gezielt abgefeuerten Geschoss.

Einer Betäubung gleich legte sich Gefühllosigkeit über ihn, während sich in seinem Kopf die Bilder des Tages mit dem Anblick vermengten, der sich ihm jetzt bot. Schon hatten Plünderer sich aufgemacht, im Dunkel der Nacht das Gelände zu durchstreifen, die Toten ebenso zu berauben, wie diejenigen, die zwar verwundet waren, aber noch atmeten.

Noch ...

Wenn der nächste Morgen über diesen Landstrich Brabants heraufziehen würde, wären die wenigsten von ihnen noch am Leben. Dafür würden nicht nur die unbehandelten schweren



Wunden sorgen, sondern auch umherstreunende Soldaten, die mit dem Bajonett vielen ihrer Gegner den Todesstoß versetzten – aus unversöhnlichem Hass oder vielleicht auch aus Barmherzigkeit.

Er schluckte hart, schüttelte mit einer energischen Geste das Entsetzen ab, das ihn bei dieser Vorstellung überfiel.

Es war vorbei! Der Krieg, der Europa seit über zwanzig Jahren in seinen Klauen gehalten hatte, war vorüber. Hier auf diesen schlammigen Feldern hatte er sein Ende gefunden. Der Kaiser der Franzosen war geschlagen, vom nächsten Tag an wäre die Welt eine andere, Europa hätte ein neues Gesicht – zumindest glaubte man das im Lager der Briten, wo im Freudentaumel der Sieg gefeiert wurde, während rings umher Menschen aller Nationen unter Stöhnen, Schreien und Fluchen ihren Verletzungen erlagen.

Mit festem Schenkeldruck trieb er sein Pferd zu einer schnelleren Gangart an. Er wusste es besser: Nichts war vorbei. Schon einmal schien Napoleon Bonaparte endgültig geschlagen. Und doch war es ihm gelungen, sich wie ein Phönix aus der Asche wieder zu erheben.

Das Pferd fiel in einen leichten Galopp, dann preschte es davon, weiter, Richtung Süden, Richtung Grenze. Noch bestand eine Möglichkeit, dass die überlebenden Soldaten des französischen Kaisers sich ein weiteres Mal sammeln, ihre Kräfte bündeln und noch einmal gegen die nunmehr vereinigten Heere der Briten und Preußen marschieren würden. Grimmiger als zuvor, wie ein verwundetes Raubtier, das man in die Enge getrieben hatte.

Dieser Gedanke ließ sein Herz schneller schlagen, das Blut in seinen Adern pulsieren. Die nächtliche Landschaft flog an ihm vorbei, während die Hufe des Pferdes die weiche Erde aufwirbelten.

Es war die Nacht der letzten Entscheidung.

Die Gelegenheit für ihn, den Auftrag zu erfüllen, den man ihm anvertraut hatte. Er würde nicht versagen.

Die Müdigkeit war wie weggeblasen, als er sich dichter über den Hals des Pferdes beugte, wie ein Pfeil mit ihm durch die Nacht schoss, die Schrecken des Schlachtfeldes weit hinter sich ließ.

Ein Knall zerriss die Stille, Schmerz jagte durch seinen Körper und explodierte in seinem Kopf. Er konnte nicht mehr atmen, die Zügel entglitten seinen Händen.

Und er stürzte in tiefe Dunkelheit.

## KAPITEL I

Coblenz, Juni 1822

Blutrot stand die Sonne am westlichen Horizont, der sich bis tief hinein in die Eifel erstreckte. Ein milder Wind wehte von Mosel und Rhein her. Beinahe mutwillig zerrte er an ihrem Rock, den Bändern ihrer Schute und kühlte zugleich ihr Gesicht, das vor Erregung erhitzt war.

Ein Grüppchen Soldaten kreuzte ihren Weg. Die Männer bedachten sie mit anzüglichen oder herablassenden Blicken. Franziska ignorierte beides und eilte weiter.

*Ich muss dich umgehend sehen. Heute Abend noch. Es ist wichtig.*

Mehr hatte er ihr nicht mitgeteilt auf dem kleinen, fleckigen Zettel, den ein schmutziger Straßenjunge ihr überbracht hatte. Ein unbehagliches Gefühl überkam sie. Was konnte nur vorgefallen sein, das so wichtig war, dass er sich davor scheute, es zu Papier zu bringen?

Ihre Schritte beschleunigten sich, als sie das Generalkommando des VIII. Armeecorps passierte und die eng bebaute Castorgasse hinter sich ließ. Der Schein der Abendsonne lag über der Stadt und tauchte die zweitürmige, dem Heiligen Castor geweihte Kirche und das Deutschherrenhaus in warmes röthliches Licht. Der verblasste Glanz einer Epoche, in welcher die Trierer Kurfürsten gleichzeitig als geistliche und weltliche Herrscher hier in Coblenz residiert hatten. Eine Zeit, die vom Mittelalter bis hin zu jenem Tag reichte, als die französischen Truppen die Grenzen überquerten, um auch den deutschen Fürstentümern die Ideen ihrer Revolution zu bringen – und den Krieg.

Der Anblick des Rheins, der majestätisch vor ihren Augen vorbeizog, ließ Franziska kurz innehalten. Geblendet von dem Licht, das von den Wellen reflektiert wurde, blinzelte sie. Dann lief sie atemlos ein Stück am Fluss entlang, bis sie die von Schiffskörpern getragene Pontonbrücke erreichte, welche die Stadt Coblenz mit dem gegenüberliegenden Rheinufer und dem gewaltig aufragenden Felsplateau des Ehrenbreitsteins verband.

Schweigend passierte sie die dunkel uniformierten Wachposten und blickte zur anderen Seite hinüber. Ihre Augen streiften dabei die barocke Fassade der Münzkaserne, die zur kurfürstlichen Zeit als Verwaltungsbau gedient hatte und nun vom preußischen Militär genutzt wurde. Wie eine mahnende Erinnerung an eine frühere Zeit erstreckte sie sich mitsamt der prächtigen Stallungen entlang des rechten Ufers, unterhalb des Ehrenbreitsteins, wo gerade auf den Ruinen der ehemals kurfürstlichen Feste eine neue, eine preußische Zitadelle errichtet wurde.

Etwas seltsam Bedrohliches schien in der Luft zu liegen, schwer und dicht wie die Schwüle vor einem Gewitter. Alle Muskeln ihres Körpers spannten sich an, etwas in ihrem Inneren schrie *Gefahr!*, und trotz der angenehmen Abkühlung, die der Abend brachte, spürte Franziska, wie feiner Schweiß ihre Wirbelsäule hinabrann und vom Stoff ihres abgetragenen Kleides aufgesogen wurde.

Vereinzelt kamen Soldaten über die Brücke, einige langsam und schwerfällig, andere ausgelassen und mit flottem Schritt, als wären sie bereits von der bloßen Vorstellung, nun bald in das nächste Wirtshaus einkehren zu können, berauscht. Manch einer von ihnen ließ seinen Blick eine Weile auf Franziska ruhen, als wolle er abschätzen, ob sie zu den Frauen gehörte, die sich gegen Geld an die hier einquartierten Militärs verkauften, um

den Dienern seiner Majestät manch schöne Stunde zu bereiten. Einer der Männer sprach sie an. Ein zweiter versuchte sogar, ihren Unterarm zu greifen, doch ihr abweisendes Gesicht, ihre starre, unnachgiebige Haltung ließ ihn schnell in seinem Eifer erlahmen.

Gerade, als Franziska schon fürchtete, umsonst gekommen zu sein, sah sie ihn. Hinter zwei Kameraden kam er über die Schiffsbrücke. Das satte Berliner Blau seines Uniformrocks über der weißen Hose brannte in Franziskas Augen. Sein Gesicht war verschmutzt, seine Haare, die unter der Mütze hervorlugten, waren staubbedeckt und zerzaust. An seinem schleppenden Gang erkannte sie, wie erschöpft er war.

Als er das Ende der Brücke erreicht hatte, passierte er den Mautposten und trat ans Ufer. Dort blieb er einen Moment stehen und sah sich suchend um. Dann entdeckte er sie. Ihre Blicke trafen sich, und ein Lächeln erhellte sein Gesicht. Aufrecht, aber ein wenig traurig.

Eine tiefe Wärme durchflutete Franziska, gefolgt von einem Gefühl der Besorgnis. Mit klopfendem Herzen eilte sie auf ihren Bruder zu, stand ihm gegenüber. Ihre Hand glitt in seine, dann beugte er sich vor, hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. Ein kurzer Moment der Vertrautheit, trotz der preußischen Uniform, die wie ein Fremdkörper an ihm wirkte.

Noch immer.

Schließlich schob sie ihn eine Armeslänge von sich, um ihn zu mustern. Er hatte die gleichen schwarzen Locken wie sie, die gleichen feinen Gesichtszüge mit hohen Wangenknochen. Es war unverkennbar, dass sie Geschwister waren. Nur waren Christians Augen so dunkel wie die ihres Vaters, der aus dem südlichen Frankreich stammte, sie selbst dagegen hatte die hellen Augen ihrer Mutter geerbt.

»Fanchon.« Der Tonfall, mit dem er ihren französischen

Kosenamen aussprach, klang erleichtert, fast wie ein Aufatmen.

»Schön, dass du kommen konntest.«

»Du kannst dich immer auf mich verlassen.«

»Daran würde ich nie zweifeln.«

Franziskas Zunge strich über ihre trockenen Lippen, bevor sie die Frage stellte, die sie bereits den ganzen Tag umgetrieben hatte. »Was ist geschehen. Weshalb ...?«

»Sch... nicht hier.« Mit einer knappen Bewegung des Kopfes schnitt Christian ihr das Wort ab.

»Hast du Hunger?« Die Anspannung ihres Bruders bereitete Franziska mehr Sorgen, als sie ihm zeigen wollte. »Möchtest du irgendwo einkehren?«

Heftig schüttelte er den Kopf. »Nein, ich habe den ganzen Tag auf der Baustelle verbracht, ich brauche jetzt saubere Luft und ... den freien Himmel.«

»Sollen wir lieber hierbleiben, am Rhein?«

Ein kurzer, gehetzter Blick über die Schulter, als fürchtete er, verfolgt zu werden. Dann nickte Christian. »Ja. Lass uns ein Stück spazieren gehen.«

Rasch hatte er sie am Arm gefasst und sich flussaufwärts gewandt. Ihre Unruhe steigerte sich bei jedem Schritt, den sie am Rhein entlanggingen. Sie wollte Christian festhalten, ihn fragen, was los sei, weshalb er so dringlich nach ihr geschickt hatte, aber sie schwieg. So gut kannte sie ihn, dass sie wusste, er würde erst reden, wenn er dazu bereit war. So war er immer schon gewesen, ihr kleiner Bruder. Still, nachdenklich, und nie ein unüberlegtes Wort zum falschen Zeitpunkt. Ganz anders als sie selbst, bei der die Zunge bisweilen schneller war als die Vernunft.

Endlich hatten sie eine ruhige Stelle erreicht und blieben unweit der Baustelle vor dem ehemals kurfürstlichen Schloss stehen, wo gerade ein Teil der neuen Stadtbefestigung errichtet

wurde. Das Ufer davor war jedoch noch unverbaut, ein paar Fischer hatten dort ihre Netze zum Trocknen ausgespannt. Gleichmäßig und glitzernd zog der Rhein wie ein breites, endloses Band an ihren Augen vorbei. Lastschiffe, Kähne und kleine Fischerbote schaukelten, für die Nacht in Ufernähe vertäut, auf dem Wasser. Einen Moment musste Franziska die Lider schließen, so sehr blendeten sie die kleinen goldroten Flammen, die auf den Wellen züngelten und das Licht der Abendsonne widerspiegelten.

Stumm hatte Christian sich ins Gras gesetzt, zog sie zu sich herunter. Nun starrte er regungslos auf die Wasseroberfläche, als sähe er darin etwas, das nur er wahrnehmen konnte oder als suche er nach den richtigen Worten, um von dem zu sprechen, was ihn bewegte.

Franziska konnte nicht verhindern, dass ihr Herz heftig zu klopfen begann. Vorsichtig legte sie ihre Hand auf seinen Unterarm. »Christian, was ist?«

Ruckartig wandte er sich ab.

»Ist etwas vorgefallen? Gab es ... gab es wieder Ärger? Hat man dich kujoniert wegen deiner ... wegen unserer Herkunft?«

Er schwieg weiterhin.

»Wurdest du schlecht behandelt?« Franziskas Mund wurde trocken, wenn sie daran dachte, was ihr Bruder durchzustehen hatte, seit ihr Onkel dafür gesorgt hatte, dass er auch tatsächlich als Wehrpflichtiger eingezogen wurde. Nicht nur die alltägliche Härte, Willkür und Disziplin, sondern auch den Spott und die Verhöhnung, weil er der Sohn eines französischen Offiziers war. Dazu noch eines gefallenen Offiziers, eines Mannes, der sieben Jahre zuvor in der entscheidenden Schlacht von Belle-Alliance sein Leben für den Kaiser von Frankreich geopfert hatte. »Hat Feldwebel Bäske dich wieder ...«

Heftig fuhr er herum. »Was weißt du von unserer Mutter?«  
Franziska blinzelte überrascht. »Von unserer Mutter, wie-  
so?«

»Hattest du in der letzten Zeit irgendeinen Kontakt zu ihr?«  
Seine Stimme klang gepresst.

»Natürlich.« Verwirrt schüttelte Franziska den Kopf. »Das  
heißt, ich hab ihr geschrieben. Du weißt doch, dass ich, wenn  
immer möglich, einen Brief nach Cöln schicke. Aber warum ...«  
Als sie flussabwärts schaute, sah sie, dass drei Uniformierte in  
ihre Richtung kamen. Unwillkürlich verkrampfte sie sich. Was  
sie mit ihrem Bruder zu besprechen hatte, ging nur ihn und sie  
etwas an. Sie brauchten keine Zuhörer.

»Also, warum fragst du nach Maman?« Sie hatte die Stimme  
gesenkt.

Christians Blick flackerte. »Unser Vater ... nun ...« Er  
schluckte. »Was weißt du über seinen Tod?«

»Seinen Tod?« Franziska flüsterte. »Das, was Maman uns  
damals erzählt hat. Und ... Was ist?« Sie spürte, wie ihre  
Hände feucht wurden.

Ihr Bruder wandte den Blick ab, sah zum gegenüberliegen-  
den Rheinufer und schwieg. Die Soldaten waren näher ge-  
kommen, ihre Schritte knirschten leise auf dem Untergrund  
von Gras und Kies.

»Christian, *qu'est-ce qu'il y a?*« Sanft strich Franziska ihm  
über die Wange.

Endlich sah er sie wieder an, und ein gequälter Ausdruck  
stand in seinem Gesicht. »Der Krieg, damals, diese Schlacht ...«  
Tief atmete er ein, als wappne er sich. »Womöglich gibt es Dinge,  
die ...«

»Da ist der Verräter!« Wie ein Pistolenschuss krachte der  
Satz über das abendliche Rheinufer, zerriss die angespannte  
Stimmung und ließ Franziska auffahren.



Die drei Uniformierten, die sie zuvor nur am Rande wahrgenommen hatte, eilten auf sie zu. Noch ehe sie verstand, was geschah, hatte der Erste sie erreicht und legte Christian die Hand auf die Schulter.

»Pionier Berger, Sie sind verhaftet wegen Diebstahls und Geheimnisverrats.«

Einen Moment lang schien Christian wie vom Donner gerührt und keiner Bewegung fähig. Doch dann kam wieder Leben in ihn. Er stieß den Soldaten mit einem Ruck zur Seite und rannte los.

Die anderen beiden schnitten ihm den Weg ab, ergriffen ihn und warfen ihn zu Boden. Sie rissen ihm die Arme auf den Rücken und begannen, ihn mit einem festen Strick zu fesseln.

Das alles war so schnell gegangen, dass Franziska vor Schreck wie gelähmt war, unfähig, etwas zu sagen oder auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Dann aber packte sie den Mann, der ihr am nächsten stand, am Arm. »Was tun Sie da? Lassen Sie ihn los!«

Ruckartig drehte sich dieser zu ihr um und stieß sie dabei mit einer solchen Wucht von sich, dass sie beinahe gestürzt wäre. »Wagen Sie es nicht, Fräulein!«, knurrte er. Der Blick, den er ihr zuwarf, war bedrohlich. »Und was Ihren Liebsten da angeht, der kann sich auf eine schöne blanke Kugel gefasst machen. Am besten, Sie verabschieden sich schon mal von ihm.«

Fassungslos starrte Franziska ihn an. »Was hat das alles zu bedeuten? Was wollen Sie von ihm?« Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie die beiden anderen Christian auf die Füße zerrten.

»Ihr Liebediener hier hat einige brisante Informationen aus dem Bureau Capitain von Rülows geklaut und gegen klingende Münze an die Franzmänner verscherbelt ...«

Franziska hörte, wie ihr Bruder bei diesen Worten scharf die Luft einsog, und ihr war, als würde der Boden unter ihren Füßen weggezogen.

»So ein Verhalten sieht man nicht gerne bei uns, Fräulein. Ihr werter Herzensfreund wird sich dafür also verantworten müssen. Einen schönen Tag noch.«

Mit diesen Worten gab er den beiden anderen einen Wink, Christian abzuführen. Eisige Panik schlug über Franziska zusammen. »So etwas hat er niemals getan!« Ungläubig und zitternd vor Wut, stolperte sie an dem Soldaten vorbei und verspernte ihm den Weg. »Mein Bruder ist kein Dieb!« Und etwas leiser fügte sie hinzu: »Und er ist auch kein Verräter.«

Ein kaltes Lächeln traf sie. »So, so, der Herr Bruder also. Na, wen kümmert's? Und das andere wird der Auditor herausfinden, und der wartet nicht gerne. Also, los, aus dem Weg!«

Einen Augenblick blieb Franziska wie festgewachsen stehen. Ihr Atem ging heftig, ihr Herz schlug zum Zerspringen. Doch sie war nicht bereit, Christian diesen drei Kerlen zu überlassen. Schon gar nicht mit einer solch himmelschreiend falschen Anklage!

Gerade wollte sie ihre Röcke raffen, um zu den Männern aufzuschließen, als Christian sich umwandte. Fast unmerklich schüttelte er den Kopf, seine Augen fixierten sie. Lautlos formulierten seine Lippen das Wort *non*.

*Geh nach Hause!*, bedeutete er ihr stumm. *Schnell, du kannst nichts ausrichten.*

Wie von einem Schlag getroffen, fuhr Franziska zurück. Was in aller Welt ging hier vor? Noch ehe sie weiter darüber nachdenken konnte, rissen die Soldaten ihren Bruder herum und zerrten ihn in Richtung Stadt.

Überrumpelt und völlig unschlüssig, was sie nun unterneh-

men sollte, sah sie ihnen nach, bis die Männer mit Christian hinter der halb errichteten Stadtmauer verschwunden waren.



Schweigend stand Premierlieutenant Rudolph Harten an der Schlucht. Das Gewicht auf das rechte Bein verlagert, den anderen Fuß auf einem Felsbrocken abgestützt, glitt sein Blick in die Tiefe – bis hinunter zu dem Fluss, der unbeirrbar und majestätisch weit unter ihm einherströmte – ein bleifarbenes Band, gesprenkelt von hellen Blitzen der Abendsonne. Dann schaute er hinüber zu der Stelle, wo von Südwesten her die Mosel in einem Bogen in den Rhein mündete. Auf dem fast rechtwinkligen Dreieck zwischen den beiden Flüssen erhoben sich neben anderen alten Häusern, Klöstern und Resten der früheren, halb abgetragenen Stadtbefestigung auch mehrere zweitürmige Kirchen sowie das ehemalige Deutschherrenhaus, die erste Niederlassung des Deutschen Ordens im Rheinland, das neuerdings als Proviantmagazin genutzt wurde.

All diese Gebäude, sie waren verblichene Symbole einer seit dem Mittelalter bestehenden Verbindung kirchlicher und staatlicher Macht – verkörpert durch einen Fürstbischof, der über Jahrhunderte das Land zwischen den Kurfürstentümern Cöln und Mainz, zwischen dem Herzogtum Luxemburg und der Kurpfalz regiert hatte, im Namen seines Kaisers, schlimmer noch, im Namen eines römischen Papstes. Eine Allianz zwischen Katholizismus und einer von den Bewohnern hier über Jahrhunderte hinweg mit der Muttermilch eingesogenen Tradition. Allein der Gedanke daran verursachte Rudolph Magenkrämpfe.

Das Licht der untergehenden Sonne wurde flammend von den alten Mauern und Bauwerken der Stadt reflektiert, wäh-

rend der restliche Himmel zu einem matten Grau erblasste.

Ein seltsames Land, dieses Rheinland, versponnen, voller Widersprüche, dabei urtümlich und kraftvoll. Trotz aller Vorbehalte von beiden Seiten würde Seine Majestät König Friedrich Wilhelm III. von Preußen nicht mehr darauf verzichten wollen, es als Teil seines Reiches zu besitzen. Verfügte es doch über den strategischen Vorteil, direkt an die Grenzen seines erbittertsten Gegners zu stoßen: *Frankreich*. Und wenn das Königreich Preußen seine hart erkämpfte Vormachtstellung in Europa nicht nur behalten, sondern weiter ausbauen wollte, tat es gut daran, diese Grenzen nicht aus den Augen zu verlieren.

Weder seine Grenzen noch die Bewohner dieses fast zwanzig Jahre lang zu Frankreich gehörenden und erst vor wenigen Jahren preußisch gewordenen Gebietes.

Die Rheinländer, im Herzen wein- und bierselige Katholiken, die einerseits nicht bereit waren, irgendeine Macht der Erde über die ihres Bischofs zu stellen, und in deren Köpfen andererseits noch immer revolutionäres Gedankengut herumspukte. Gefährliche Ideale wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, mit denen die französischen Truppen halb Europa zu überschwemmen versucht hatten. Dabei hatte es ihr Feldherr Napoleon Bonaparte mit den republikanischen Tugenden nicht immer so genau genommen und sich sogar selbst zum Kaiser gekrönt, zum *Empereur*. Es war nur rechtens, dass er gescheitert war. Wahre Macht konnte lediglich von einem legitimen Herrscher ausgehen, einem, der von Gottes Gnaden dazu auserwählt war. Früher oder später würden auch diese Sturköpfe am Rhein das endlich einsehen müssen. Und wenn nicht freiwillig, dann unter Anwendung von Gewalt. Schon hatte man damit angefangen, junge Männer aus den neuen Provinzen hier in den Dienst des preußischen Königs einzu-

berufen. Das waren zwar nur erste Schritte, dennoch war es der richtige Weg, diese und die nächste Generation dauerhaft an Seine Majestät zu binden, und zugleich an die Tugenden von Disziplin und Ordnung zu gewöhnen. *Die Zukunft*.

Lautlos ließ Rudolph Luft aus seinen Lungen entweichen. Hinter ihm erhob sich das Symbol dieser neuen Zeit. Die preußische Feste Ehrenbreitstein. Stein für Stein wuchs sie täglich weiter heran, zementierte den neuen Herrschaftsanspruch am Rhein, die neue Macht, die das vor ihnen liegende Jahrhundert zu beherrschen gedachte.

»Herr Leutnant!«, drang eine atemlose Stimme an sein Ohr.

»Herr Leutnant!«

Sogleich war Rudolph wieder im Hier und Jetzt. Noch einmal glitt sein Blick über die Rheinebene und die glutrote Sonne, die unterdessen fast hinter dem Horizont versunken war. Dann straffte er sich und wandte sich dem Ankömmling zu, der sich ihm in schnellen Schritten näherte. Trotz der stechenden Schmerzen in seinem Bein – eine beständige Erinnerung an den letzten Krieg gegen Frankreich – stieg Rudolph behände über den felsigen, mit Gestrüpp überzogenen Hang. Kaum merklich hinkend ging er dem jungen Soldaten entgegen, der wenige Schritte vor ihm zum Stehen kam und pflichtschuldig salutierte.

»Erstatte Meldung, Herr Leutnant!« Das Gesicht des Burschen war gerötet, sein Atem ging stoßweise, als wäre er gelaufen. »Wir haben den Spion!«

Rudolphs Puls beschleunigte sich.

»Gerade wurde er gefasst und im Militärarresthaus festgesetzt. Erwarte Ihre Befehle, Herr Leutnant.«

Ein, zwei Atemzüge lang erwiderte Rudolph nichts. Er blickte über die Schulter des aufgeregten jungen Soldaten hin zu der im Bau befindlichen Feste, die ihm mehr bedeutete, als

er auszudrücken vermochte – und er spürte die Gefahr, die über dieser schwebte. Dann wandte er sich ruckartig um.

»Bring mich zu dem Gefangenen. Sofort!«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Und während er dem Soldaten den Weg hinab ins Tal folgte, fragte er sich, was er dort erfahren würde.